

Sonntagsfreund

Mustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 9.

Sonntag, 1. März.

Jahrgang 1896.

Strenlos!

Von E. Brand.

(Nachdruck verboten.)

In seinem reich und komfortabel ausgestatteten Wohnzimmer schritt Gregor Kramer, ein großer, junger und eleganter Mann, in Gedanken schmerzlicher Art versunken, bald langsam, bald heftig auf und nieder. Mehrere Foltanten lagen aufgeschlagen auf dem großen Eichenholztische und harrierten der Durchsicht des Prinzipals. Dieselben waren auf dessen Befehl dahin gebracht worden, weil das Bureau zu weit von dem Orte entfernt war, in dessen Nähe Gregor Kramer heute bleiben wollte, um jeden Augenblick gerufen werden zu können; aber auch sie harrierten vergebens. Der Kaufherr war nicht imstande, auch nur eine einzige Seite zu prüfen, die Angst um ein, vielleicht zwei teure Leben ließ den sonst so gestrengen Geschäftseifer nicht aufkommen.

Schon zu wiederholtenmalen war er hinüber geeilt in das Schlafgemach, das seit wenigen Tagen Krankenzstube geworden, um zu sehen und zu hören, ob noch keine günstige Wendung eingetreten sei in demselben und er nicht wenigstens einen Hoffnungsstrahl mitnehmen könne; doch war dies bis jetzt vergebens gewesen.

Der Gegenstand von Gregors Angst war sein einziges, kaum ein Jahr altes Töchterchen Eugenie, welches am Scharlachfieber darniederlag und von dem seine Gattin, die zarte schwächliche Mutter desselben; nicht weichen wollte, bis der rettende Engel Ge-

nesung seine Fittiche über ihr zärtlich geliebtes Kind ausgebreitet habe.

Schon die dritte Nacht hatte Theodora wachend an dem Lager des vom Fieber glühenden, Hitze ausströmenden Lieblings verbracht und schon den dritten Tag nicht die geringste Erfrischung zu sich nehmen können vor lauter Angst undummer um denselben.

Gewiß, wenn nicht bald die heißersehnte Besserung eintrat bei dem kleinen Patienten, so war es auch um sie geschehen, die er so unaussprechlich lieb hatte.

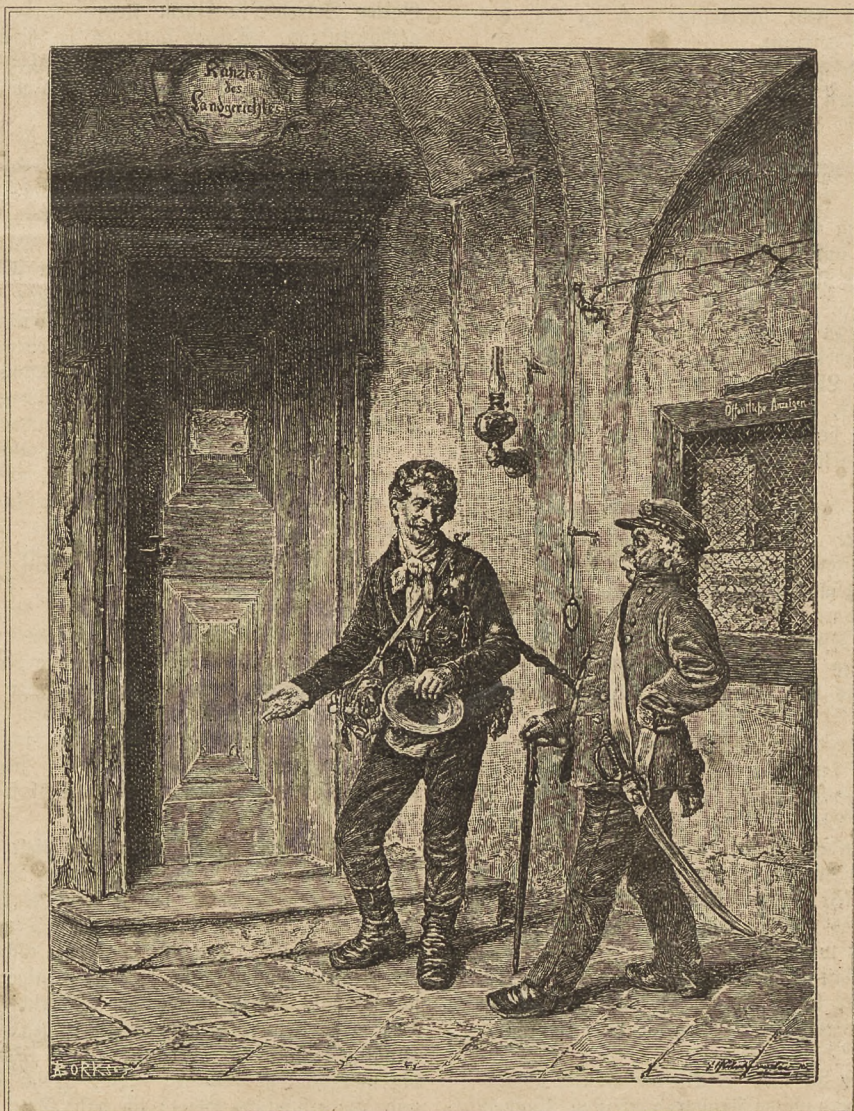
Wie könnte es die schwächliche Frau in dieser Geist, Herz, Gemüt und Körper erdrückenden Atmosphäre lange, ohne großen Nachteil an sich zu erleiden oder gar zu welken und zu sterben, aushalten?

Unmöglich, unmöglich durfte es noch länger so fortgehen, die Gemütsaufregung wirkte tödend auf Theodora, ja selbst auf den in dieser Hinsicht starken Gregor ein.

Aber wer konnte da helfen!

Die Medizin that, was sie mußte, allein alles menschliche Wissen ist ja mehr oder weniger Stückerwerf, am allermeisten wohl die Medizin, die gar nicht imstande ist, die Sicherheit ihrer Wirkung voranzuagen und den Patienten darum auch der „Gunst des Schicksals“, wie man den Willen und den Ruf Gottes jetzt zu nennen beliebt, überlassen muß, nachdem sie das ihrige nach bestem Wissen und Gewissen gethan.

Das war auch geschehen; allein all dieses sollte nicht die Macht haben, die liebliche Eugenie den Armen des Todes zu entreißen.



Après vous! Nach dem Gemälde von Rotzschneiter.

An ein solches Evenement durfte Gregor gar nicht denken. Wenn der Tod kam und raffte das Kind hinweg, so folgte ihm Theodora nach; das wußte er sicher.

Der Gedanke daran preßte ihm Schweiß aus. Er liebte seine Gattin zärtlich und wünschte nichts sehnlicher, als eine Reihe von Jahren mit ihr zusammen sein zu können im hoblen Familienglück, und so sehr er das kleine Wesen ebenfalls liebte, dessen Leben an einem schwachen Faden hing, so zürnte er doch der Gattin ein wenig, weil sie aufging in liebender Sorge und Angst, daß auch ihr Dasein von dem Verlaufe der Krankheit abzuhängen schien.

Auch seiner Mutter waren einstens Kinder erkrankt und gestorben und sie hatte dieselben mit aufopfernder Liebe, mit wahrer, zärtlicher Hingebung gepflegt, aber so wie Theodora war sie nicht in Alteration und außer sich geraten, es hatte vielmehr in ihrem ganzen Wesen und Walten ein Stempel der Höhe der Anschauung und der Ergebenheit in den Willen dessen, der da gibt und nimmt nach seinem Wohlgefallen, gelegen, und das hatte der deshalb gewiß nicht weniger liebenden Mutter die Kraft verliehen, die Seelen ihrer Lieblinge von der irdischen Hülle in Ergebenheit und getrost gen Himmel ziehen zu sehen.

Freilich Theodora und auch er hatten diese innere Kraft, diesen Halt in der Not nicht! — Es war ja nicht mehr modern, von dem Willen Gottes abhängig zu sein. Die „bessere“ Gesellschaft betrachtete sich unabhängig von Gott und hauptsächlich von denen, die seine Gebote und sein Wort verbreiten. So hatten sie es eben gemacht bis daher.

Theodora war ganz in diesem Sinne erzogen worden. Niemals war es ihr daher in den Sinn gekommen, daß es anders sein sollte. Und er —? er allerdings hatte in seiner Jugend an Gott geglaubt, wie er in der heil. Kirche sich kund gibt und wie man in jenen Häusern, auf die der „Fortschritt und die Aufgeklärtheit“ überlegen herunter steht, heutzutage noch an ihn, den Dreieinigten glaubt, hofft und vertraut.

Auf seinen großen Reisen und in den modernen Gesellschaften war er allmählich auch zu den jetzigen Anschauungen gekommen und noch stolz darauf gewesen, die alten „Bornirtheiten“ abgelegt zu haben.

Heute jedoch wollte es ihm scheinen, als hätten dieselben doch sehr viel gutes gehabt. In der Not schöpft man aus dem Borne der Gnaden, aus dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe zur ewigen Vorsehung und bittet seine Mitmenschen, sowie die Heiligen im Himmel um Fürsprache bei derselben in allen Nöthen und Anliegen.

Er ging wieder hinüber zu Theodora, die wie geistesabwesend an dem Fußende des Krankenbettchens saß und mit starrem Auge jeden Atemzug des todkranken Lieblinges überwachte.

„Sie verstehen alle nichts, die Herren Aerzte!“ stieß sie endlich nach langer Pause heftig hervor. „Man müßte doch endlich ein sicheres Mittel gegen Scharlach erfinden, wenn die Wissenschaft eine gründliche wäre!“

„Gegen die Wissenschaft läßt sich nichts tadelndes sagen, Liebe“, beschwichtigte Gregor. „Man forscht, sucht und findet stets neue Methoden, Krankheiten zu erkennen und zu heben.“

„Und steht schließlich einem Scharlach und dergleichen machtlos gegenüber!“ eiferte Theodora, die brennenden Lippen der kleinen Eugenie mit Himbeerjast befeuchtend — ach! es fruchtete dies ja so wenig, wie wenn man einen Tropfen Wasser auf einen glühenden Stein goß. — Das brachte die junge Mutter geradezu der Verzweiflung nahe.

„Die Hitze steigt mit jedem Augenblick! sie wird mein Kind verzehren!“ — schrie sie und sank matt und gebrochen, einer Ohnmacht nahe, in ihren Sorgenstuhl zurück.

Gregor faßte die letzten Worte in dem Sinne auf, als halte Theodora den Verlust des Kindes in der That für möglich; er fühlte sich verpflichtet, das unglückliche Mutterherz so schonend wie möglich in der Wahrscheinlichkeit eines solchen Evenements zu bestärken und sprach: „Sollte es möglich sein, daß die Medizin an unserm teuren Kinde erschöpft wäre, so —“

„Das kann, das darf nicht sein!“ schnellte Theodora empor, „es muß jemanden geben, der helfen kann. O eile, eile, mein Gregor, die nötige Hilfe zu verschaffen! Eugenie darf nicht sterben, unter keinen Umständen!“

Wie wahnwitzig stand sie da und streckte die Hände abweisend nach der durch die dichtverhängten Fenster dunkelsten Zimmerecke, als stünde dort der unbarmherzige Tod und komme mit jedem

Augenblick dem fiebernden Kinde näher, um die kalte Hand würgend darauf zu legen.

Gregor aber eilte fort, warf sich in einen Wagen, um nach einem weiteren Arzte zu fahnden. Ferne am anderen Ende der Stadt wohnte Medizinalrat P., der berühmtesten einer, den wollte er zu seinem Kinde, aber auch zu seiner Gattin holen.

Konnte er das erstere nicht reiten, so sollte er wenigstens die letztere vor dem Bahnstun oder Tod aus Alteration bewahren.

Indes versank Theodora wieder in trostloses Brüten. Der Kopf schmerzte sie heftig, die Augen brannten wie Feuer und die Lippen klebten aneinander in hoffnungsloser Angst.

Und in einer solchen Angst und Not sollte der Mensch im ganzen weiten Weltall nichts haben und an nichts denken können, das Macht und Willen genug hätte, zu helfen?

Nein, das war unmöglich! Es mußte etwas sein, an das man sich in der höchsten Not hilfesuchend wenden konnte, das fühlte sie eben in diesem Moment mit deutlicher Klarheit, und ihr Herz und ihre Seele wünschten heiß und sehnlich, daß es auch für sie wirklich so sei.

Die Frommen, die da in die Kirche gingen, das Wort Gottes zu hören und ihre Angelegenheiten auf den Altar des Herrn niederzulegen, die sie aber bis daher mitleidig ob ihrer Einfalt belächelt, erzählten häufig von Gebetserhörnung und von Himmelstrost.

Ach, wenn ihr heute so etwas werden könnte, wie glücklich würde sie das machen!

Sie kniete nieder und betete aus der Tiefe ihres angst-erfüllten Herzens heraus zu dem Gotte, den man sie nicht so, wie es Christenpflicht gewesen wäre, hatte kennen gelehrt. Und sie versprach ihm heilig und teuer, von nun an sein treues, gehorsam ergebene Kind zu werden, wenn er in seiner Allmacht und Güte ihr die Freude und die Lust ihres Lebens, ihr allerliebstes Töchterchen lassen wolle. Unter dem Gebet fiel ihr ein, daß in ihres Gatten Sekretär in einem kleinen Fache ein geweihtes Kreuzlein verborgen lag. Gregor hatte es da hineingelegt, weil sie beide dergleichen nicht nötig zu haben meinten, und sie andern nicht zu dem Gedanken Veranlassung geben wollten, sie seien von der bornirten Sorte.

Sie erhob sich, eilte hinüber mit Bindeseile und holte das kleine Kreuzlein.

Gott im Himmel! Wie gläubig, mit welch inbrünstiger Liebe küßte sie das Bildnis des Gekreuzigten, und mit welchem Vertrauen legte sie es auf die Brust Eugeniens. Ja, war denn wirklich das Unglück ein so tapferer Führer zum Glauben, daß selbst sie, die es ihr ganzes Leben gar nicht der Mühe wert gehalten, über den Glauben an Gott Vater den Schöpfer, an Gott Sohn den Erlöser, den lebenden Heiligen und Seligmacher, und an Gott den heiligen Geist, den Erleuchter und Tröster, der da gekommen ist, um uns alle zu überschatten mit den Fittichen der Wahrheit und der echten Liebe, nachzudenken.

Ja gewiß, Theodora war ganz gläubig geworden in diesem Momente der gänzlichen Verlassenheit, in welchem sie durch dieses ihr erstes Gebet schon so viel Trost, so viel Vertrauen auf ihn empfand.

Als Gregor mit dem Medizinalrat erschien, saß sie wieder an dem kleinen Bettchen Eugeniens; aber ihr Gesichtsausdruck, ihr ganzes Wesen hatte sich in der kurzen Spanne Zeit so verändert, daß sein Auge freudig aufleuchtete und er nur halb den leisen Vorwurf hörte, den der greife Arzt in die Worte klebete: „Sie sind zu ängstlich, mein lieber Herr Kramer, und haben fast ohne Grund zu solcher Eile angetrieben. Die Krisis ist bei der kleinen Patientin vorüber, das Kind schlummert in Schweiß gebadet und Ihre Frau Gemahlin —, nun sehen Sie selbst, ein paar Stunden gesunden, ruhigen Schlafes ist alles, was sie benötigt.“

Gregor war übergelüchelt über diese günstige, ja fast wunderbare Wendung der Dinge bei seinen Lieben, er legte, nachdem der Arzt weggegangen, seinen Arm zärtlich um die schlafende Gestalt Theodoras und sprach: „Meine Teure! wie danke ich's dem allgütigen G—“, das Wort wollte nicht heraus, er erschrak fast der Frau gegenüber, die ja noch weniger glaubte als er, freilich nur deshalb, weil sie weniger unterrichtet gewesen, doch sollte er noch mehr Ursache bekommen, zu fragen: „Wie danke ich's dem allgütigen Gott?“ Theodora ergriff seine Hand und sprach freudig und dankbar bewegt: „Ja, sprich es nur aus, das heilige und unergründliche Wort; ich habe Gott kennen gelernt in meiner größten Herzensnot, und wir werden ihm beide dankbar sein

unser ganzes Leben lang!" Und nun erzählte sie ihm, wie alles gekommen und wie sie sich so unaussprechlich wohl fühle.

Inzwischen war der behandelnde Arzt in Begleitung von zwei beigezogenen Kollegen vorgefahren.

Mit ernstern, nachdenklichen Gesichtern traten die Herren in das Krankengemach.

Man konnte es denselben ansehen, daß sie nur noch pro forma kamen, ihre Hoffnung, die Kranke zu retten, jedoch aufgegeben hatten.

Staunend blickten die Jünger Nestulaps auf den ruhig schlummernden Engel in der Wiege, den der hohe Grad Fieberhige verlassen und der nun über und über von dem bösen Ausschlag, der nur nicht hatte kommen wollen, übersät war.

"Das haben wir nimmer erwartet," riefen sie wie aus einem Munde, "das Kind schien rettungslos verloren!"

Herr und Frau Kramer blickten sich bedeutungsvoll an, während die Ärzte noch über dies und das konferirten und immer wieder auf den beinahe einzig dastehenden Fall hinwiesen.

"Die Hirnhaut war ja schon ziemlich in Mitleidenschaft gezogen, als ich vor wenigen Stunden da war!" meinte einer davon.

Ja, sie durften sich wahrlich bedeutungsvoll ansehen, diese Eltern; hatte ihnen doch Gott der Herr gezeigt, daß sein Name niemals vergebens angerufen wird, wenn anders er sein Wohlgefallen daran hat und die Seelen der Bittsteller durch die Erfüllung der Bitte nicht in Gefahr kommen.

"Seht doch, wie anders die Kramer'schen Eheleute geworden sind," hieß es bei den Nachbarn, "anstatt wie früher, Ausfahrten, Lustpartien und Gesellschaftsausflüge zu der Zeit des Gottesdienstes zu machen, gehen sie nun in die Kirche, hören mit Andacht das heilige Wort, das dort verkündet wird und wohnen dem Opfer bei, welches die Katholiken als das höchste, erhabenste und fruchtbringendste Gebet erkennen." Es war alles so, wie die zum Teil gerade nicht besonders wohlwollenden Nachbarn sagten.

Herr und Frau Kramer waren fromm, und zwar eifrig fromm und gläubig geworden, weil ihnen Gott seine Allmacht und seine barmherzige Liebe wunderbar gezeigt hatte. Selig sind aber ganz besonders diejenigen, welche nicht sehen und doch glauben!

Etwa fünf Jahre nach dem Tage, von welchem an die liebliche Eugenie, welche nunmehr wuchs und gedieh, wie ein feines, tropisches Gewächs, das zwar gegen jedes rauhe Lüftchen empfindlich, aber dennoch alles mit Zähigkeit überstand, was sie körperlich hart berühren wollte, der vollständigen Genesung entgegengegangen, wurde ein acht Jahre alter Junge namens Xaver Tauler von seinem gestrengen Pflegevater vor die Thüre gesetzt, auf daß er sich in irgend einen Dienst aufs Land begeben. Der Winter war lang gewesen und die Nahrung, die der arme Knabe bei ihm vergehrt, mußte wieder von ihm zurückerstattet werden, darum hieß es — „als Hirtenknabe zum Dienen“.

Wohl war dem Pflegevater ein kleines Entgelt für Xaver von der Gemeinde ausgezahlt, allein das reichte nicht aus, er mußte also selbst dafür eintreten.

Weinend schritt er mit seinem Bündel, in welchem sich ein paar Sonntagshosen und eine blaugefärbte Drillschürze befand, an dem großen, schönen Kaufmannshause vorbei, um die Landstraße, welche an der anderen Seite desselben nach einigen der verschiedenen umliegenden Dörfer hinausführte, zu erreichen und auf denselben aufs Geradewohl hinzuwandern, bis er irgendwo ein Plätzchen fand.

Herr Kramer stand unter der Ladenthüre und blickte dem armen Knaben nach, dem es ganze Herzensstöße gab.

Er rief denselben zu sich her und fragte ihn, warum er gar so bitterlich weine.

Der Grund hiervon war bald gesagt.

"Ich habe weder Vater noch Mutter, noch Heimat auf Erden und soll heute hinaus auf das Land, um Brot und Beschäftigung zu suchen!" schluchzte Xaver Tauler.

"Komm herein, ich will noch vorher mit deinem Pflegevater darüber reden!" sprach Kramer und führte den Kleinen in die Gefindestube. „Hier setze dich und genieße etwas, ich komme bald wieder!"

Xaver setzte sich schüchtern auf einen der großen Stühle mit den geschnitzten Lehnen, die da in Reih und Glied um den Tisch herumstanden und wagte kaum aufzuschauen.

Ein munteres Mädchen brachte ihm ein gutes Stück Butterbrot nebst einem Krüglein Apfelswein und sprach ihm freundlich zu, zu essen und zu trinken. Beim Anblicke dieser Seltenheit ver-

flegten die Thränen des Knaben sofort, er langte begierig nach dem gut und frisch aufgetragenen Brot und ließ sich den „Most" vorzüglich schmecken.

Gregor Kramer hatte indes zuerst Rücksprache mit Theodora genommen.

„Der liebe Gott hat uns unser Kind wieder geschenkt, während er diesem Knaben beide Eltern nahm; sollte es nicht eine schöne Gelegenheit für uns sein, uns dankbar für die große Gnade zu zeigen, die er uns erwiesen, wenn wir das elternlose Kind in unser Haus aufnehmen und dafür sorgen, daß es einmal ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft wird!"

Theodora zeigte sich durchaus geneigt, Xaver aufzunehmen; und nun begab er sich zu dem in einer ärmlichen Nebengasse wohnenden Pflegevater desselben, ließ sich Schul- und Sittenzeugnisse vorlegen und machte, nachdem er in dieser Beziehung Zufriedenstellendes vernommen, dem Manne den Vorschlag, den kleinen Tauler von nun an in sein Haus aufzunehmen und ihn später zu einem tüchtigen Kaufmann heranzubilden.

Dieser jedoch war ein harter, unchristlicher Mann, der nur auf seinen Vorteil, nicht aber auf das wahre Wohl des Knaben bedacht war. Er weigerte sich daher, in den uneigennütigen und ehlen Vorschlag Kramers einzuwilligen, weil er den Hirtenlohn samt dem fortlaufenden Kostgeld dabei verlor.

Gregor erkannte sofort, daß Xaver bei diesem Manne nicht gewissenhaft versorgt und dessen Zukunft eine trostlose war, wenn er bei ihm bleiben mußte. Um den Knaben daher vor einer solchen zu bewahren, stellte er dem eigennütigen Menschen vorerst eine Vergütung für den Verwaisten aus. Xaver blieb mit freudiger Dankbarkeit im Hause und zeigte sich willig, gehorsam und fleißig in allem, was ihm aufgetragen wurde, sowie als sehr talentvoll.

Das bewog Gregor, sich mehr und mehr des Verlassenen anzunehmen.

Er wandte sich, nachdem Xaver ihn gebeten, ihn doch nicht mehr zu dem immer mürrischen Pflegevater zurückzusenden, an das Waifengericht und dieses überließ ihm den Knaben selbstredend gerne zur Verfügung.

Jetzt wurde der schöne, bescheidene und intelligente Junge für ganz aufgenommen und gehalten wie ein eigen Kind. Er durfte mit Eugenie spielen und deren „Gutsle" teilen; ach, er erlebte schönere Stunden, als er sie bekommen, wenn seine Eltern noch gelebt hätten.

Für die Kaufmannschaft qualifizierte er sich zwar, doch er lernte leicht und mit Vorliebe lateinisch, weshalb er neben der Realschule auch noch lateinische Stunden bekam. Später hatte er die Kaufmannslehrezeit durchzumachen, weshalb er ganz im Geschäft verwendet wurde.

Eugenie liebte den „gutherzigen" Jungen sehr und machte demselben Freude, wo sich nur immer Gelegenheit hierzu bot.

So verfloß die Zeit schön und friedvoll für die ganze Familie. Theodora ganz besonders war bestrebt, das ihrem Gott gemachten Versprechen, welches ihr meistens die Herzensangst um ihr Kind diktiert, treu zu bleiben. Und er hatte ihr Thun und Lassen gesegnet durch Gesundheit und frohen Mut der geliebten Tochter, sowie der ganzen Familie.

Eugenie genoß eine vorzügliche Erziehung, welche hauptsächlich in dem sich am äußersten Ende der Stadt befindlichen Kloster der Cistercienserinnen, die dort eine höhere Töchterchule errichtet hatten, vollendet wurde. Hier konnte sie, ohne das Elternhaus ganz verlassen zu müssen, alles Schöne, Gute und Nützliche, das für ein Menschenleben nötig, angenehm und beglückend war, erlernen, und sie erfaßte auch alles mit jenem holden Eifer, der der Unschuld des Herzens und der frommen Witzbegierde entspringt.

Besonders begeistert war sie für ihre frommen Lehrmeisterinnen, deren Leben aufging in der Liebe zu Gott und den Menschen, die da lehrten und wohlthaten allen denen, die sich ihnen anvertrauten und die selbst in der nötigen, so häufig wohlverdienten Strafe gegen ihre Schülerinnen so sanft und milde waren, wie sie sich sonst nur die Engel des Himmels vorgestellt hatte.

So eine Gottesbraut, der alles irdische Treiben, aller Glanz und alle Ehre fern lag, und die sich lediglich nur um das eine Notwendige kümmerte, war ihr höchster Ideal, der Inbegriff alles Hohen, Erhabenen, und — am Tage ihrer ersten hl. Kommunion gelobte sie dem bei ihr einkkehrenden Heilande, seine keusche Braut zu werden und zu bleiben ihr ganzes Leben lang.

Den Eltern sagte sie vorerst nichts hiervon, es sollte ihr süßes

Geheimnis bleiben bis zu dem Alter, da der entscheidende Schritt geschehen konnte.

Indes sich Theodora mit dem Gedanken beschäftigte, das für eine reiche, einzige Erbin zu einsame, stille, ja fast klösterliche Leben etwas lebendiger und farbenreicher zu gestalten und die zur holden, sittamen Jungfrau Erblühende das schöne Glück eines vom Schicksal bevorzugten Wesens kosten zu lassen, schwelgte deren reines Herz in der heiligmäßigen Voraussicht, in wenigen Jahren schon noch einsamer, klösterlicher und im Sonnenscheine der Gottesliebe allein zu leben.

* * *

Vierzehn Jahre waren seit der ans Wunderbare grenzenden Geneiung Eugeniens verfloßen. Die das Kind behandelnden Aerzte hatten damals viel über das an jenem verhängnisvollen Tage, an dem sie den Tod desselben erwarteten, verordnete Mittel, welchem sie die unerwartete Rettung zugute hielten, gesprochen, geschrieben und aller Welt als Universalmittel gegen Scharlach, selbst in den verzweifeltsten Fällen anempfohlen.

Die Eltern der Patientin aber hatten, wie schon gesagt, vor allem Gott die Ehre gegeben und die Rettung derselben als sofortige Gebetserhörnung dankbar angesehen. Etwas später jedoch ließen sie sich von dem Hausdoctor, der ihr Vertrauen durch-

aus besaß, gerade schon sagen, die Medizin habe ihre Wirkung gethan; jedoch wußten sie gut, nur mit Gottes Willen und Gnade, und sie waren ihm daher ebenso dankbar geblieben bis daher und hatten fromm und zurückgezogen dem Herrn, nach den Vorschriften seiner heil. Kirche gedient.

Jetzt, da Eugenie ins gesellschaftliche Leben eingeführt werden „mußte“, mußte sie auch mehr und mehr wieder weltlichen Gedanken Raum geben und Beziehungen da und dort anknüpfen. Andere machten es ja auch so, und selbstredend ging alles in Ehre, Anstand und Takt her, und man wählte, soviel dies anging, nur bewährte, gestimmungsgleiche, jedenfalls aber fein gebildete Leute.

Da man früher schon Beziehungen gehabt mit Familien aus den sogenannten besten und mächtigsten Kreisen, die zwar „unabhängig“ — zu gut Deutsch ungläubig —, aber so fein gebildet und von solch gesellschaftlicher Wichtigkeit waren, daß man dieselben auch jetzt wieder unmöglich umgehen konnte, so nahm man die wenigen halt mit. Das war auch bei anderen frommen Familien so Brauch, und Herr und Frau Kramer konnten doch nicht mit Ausnahmen und Besonderheiten anfangen. Es war ja auch nichts für sie selbst oder für Eugenie dabei zu befürchten. Ein Umgang in der guten Gesellschaft konnte keinem Menschen schaden, und wer charakterfest war, dem wuchsen keine anderen

Anschauungen unter anderer Leute Kundgebung.

Jawohl, wer charakterfest war!

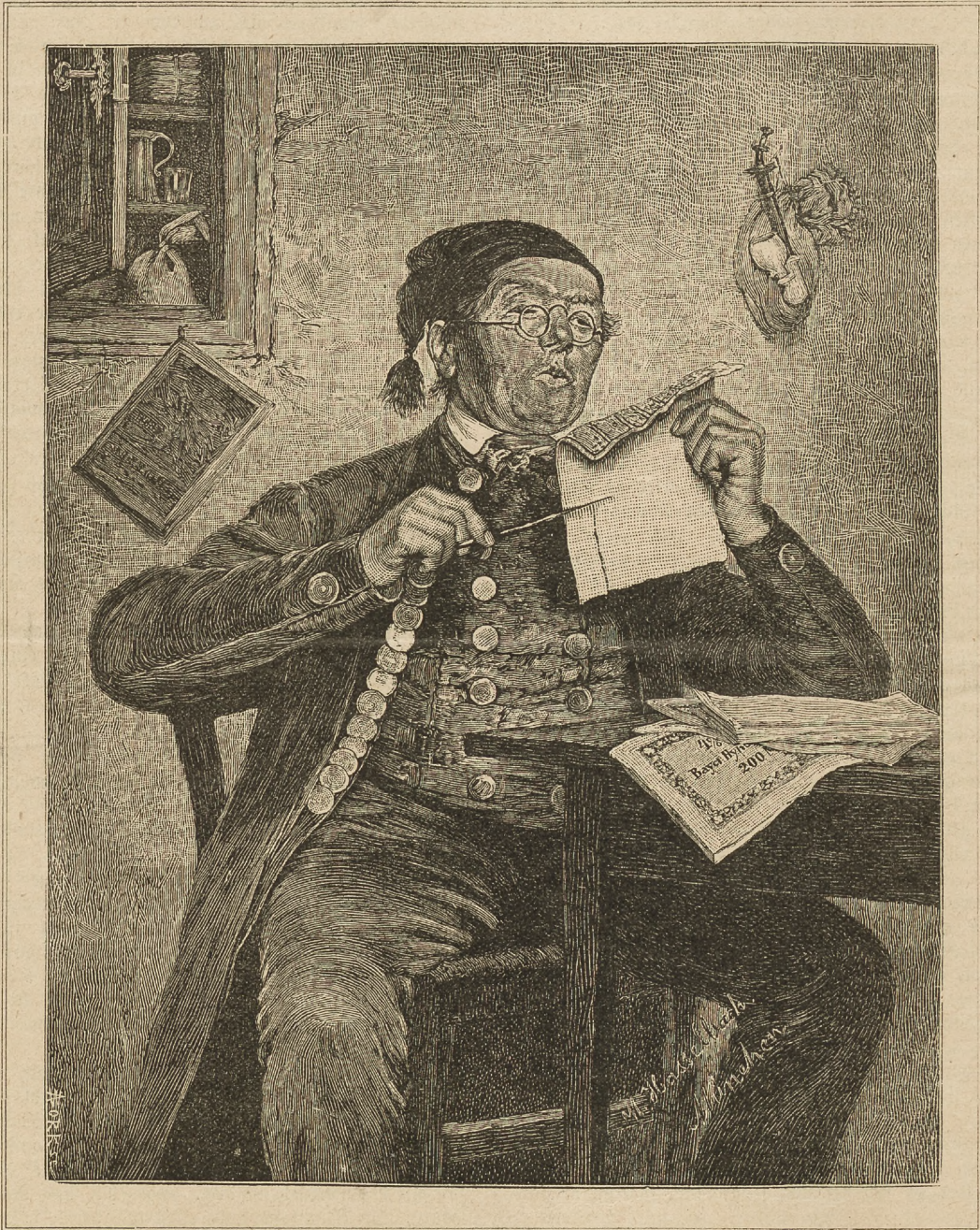
Gregor und Theodora waren dies, das hatten sie sich und dem lieben Gott vierzehn Jahre lang bewiesen und — es blühte ja auch in der Stadt, in welcher der vollständigste Atheismus grassirt, eine Schar glaubensstreuer Christen stark und kräftig empor. Diese waren alle ebenso charakterfest wie der reiche wohlthätige Kaufherr Kramer und dessen körperlich so feine, zarte und blühende Gattin. Die Beziehungen wurden angeknüpft, die Einladungen gemacht und — richtig, die Welt fand dies ganz natürlich und staunte durchaus nicht darüber, wie damals, als man sich auf einmal so ganz und gar von ihr zurückzog; sie schien es

vielmehr erwartet zu haben. Ach, sie hatte schon manchen, der ihr entsagt zu haben gemeint, wieder zu sich zurückkehren sehen, diese feine glatte und vergnügungsreiche Welt.

Morgen sollte das erste Abendfest im Hause Kramer zu Ehren des fünfzehnten Geburtstages der Tochter desselben abgehalten werden.

Eugeniens jugendliches Herz bebt vor Bekommenheit, Erwartung und — sie konnte es selbst nicht recht verstehen, vor was allem. Sie saß in ihrem für sie ganz neu in seinem Rosa ausgestatteten Kabinettchen und blätterte in der Nachfolge Christi, einem Geburtstagsgeschenk ihrer ehrwürdigen Lehrerinnen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Couponschneider. Nach dem Gemälde von Hasselbach.



Rast in der Schmiede. Nach dem Gemälde von Fritz Freund.

Eine Nacht unter chinesischen Banditen.

Aus dem Englischen von Betsy.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ich kannte jetzt den Schlupfwinkel der Räuber, und mich in Freiheit setzen, hieß ihre Sicherheit gefährden, während mein Tod sie vor Verrat schützte; konnte man Vertrauen in das Wort der Hallunken setzen? Wenn mir Hilfe gesandt wurde, wann konnte diese bei meinen unbestimmten Ortsangaben anlangen? Jede Zögerung brachte mir sichere Verstümmelung, und selbst wenn ich dann meine Freiheit wieder erlangte, konnte ich meinen Beruf nicht betreiben. Was konnte ich thun?

Flucht durch den Eingang war unmöglich. Auch wenn ich an dem Wächtposten vorbeikam, so war meine Unkenntnis der Gegend ein Hindernis meines weiteren Entkommens; die enge Pforte im Innern des Raumes führte wahrscheinlich in die Grabkammern, aus welcher es keinen Ausgang gab. Dieser Weg war die einzige Möglichkeit für mich. Vielleicht konnte ich mir einen Platz finden, an welchem ein verzweifelter Mann sich verteidigen konnte, bis Hilfe kam.

Raum wagte ich die Hoffnung näher ins Auge zu fassen, aber immer trat dieser Gedanke wieder in den Vordergrund; bleiben war sichere Verstümmelung, vermutlich Tod, die bereitete Flucht konnte mir nichts schlimmeres bringen. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, so klammerte ich mich an die schwankenden Pläne zur Flucht. Ich wollte warten, bis alle schliefen, und dann durch die enge Pforte entklimpsen.

Die Oeffnung war so dicht neben mir, daß ich sie mit den Händen erreichen konnte; der Tisch verbarg mich dem Wächtposten, so lange ich mich im engsten Raume bewegte. Andererseits aber war ich vom Blutverlust geschwächt und hatte keine Waffe; aber die Verzweiflung verließ mir Entschlossenheit; ich wollte es versuchen! Waffen, Dolche und Säbel waren in dem Raume reichlich vorhanden, aber sie waren zu weit von mir entfernt und waren den Blicken der Wache ausgesetzt. Die bisher rauchenden Männer sanken allmählig in Schlaf; ich wand mich nach der engen Oeffnung und kroch hinein, ohne von dem Manne auf dem Posten bemerkt zu werden, der sich den Schlaf durch den bekannten leisen Gesang zu verschonen suchte, was aber eher dazu beitrug, ihn noch mehr einzuschläfern.

Nachdem ich etwa sechs Schritte gekrochen war, war ich sicher, nicht mehr gesehen zu werden; vor mir war dichte Finsternis, das schwache Licht hinter mir zeigte, wie nahe meine Feinde mir noch waren. Ich schlich weiter, kam zu einer Wendung des Ganges und erblickte vor mir einen schwachen Lichtschimmer.

Was meine Blicke vor allem fesselte, war der Zwerg. Er hockte am Boden vor einem Boche, den Rücken mir zugekehrt, und zählte Geld in einen Beutel. Er war in seine angenehme Beschäftigung so vertieft, daß er das Geräusch meines Eintritts nicht bemerkte. Anfangs konnte ich nichts weiter wahrnehmen, als Götzenbilder, die geräumten Särge und den Zwerg; als sich aber mein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, sah ich zu jeder Seite der Höhle zwei schmale, etwas vom Boden erhöhte Oeffnungen; zu diesen zu gelangen, war meine nächste Aufgabe. Wie aber dahin kommen, während der Zwerg in meinem Wege saß?

Es handelte sich um Leben und Tod! Die Wahl war für mich entschieden! Ich ergriff ein starkes Stück Holz, schlich mich hinter den Kobold und versetzte ihm einen kräftigen Hieb über seinen kahlen Schädel. Ein Blutstrom ergoß sich und er fiel der Länge nach zu Boden. Ich nahm ihm den Gürtel ab, riß diesen in Streifen und fesselte ihm die Hände und Füße; den Rest rollte ich zusammen, stopfte ihm den Anäuel in den Mund, rollte ihn zu den Särgen und versteckte ihn dahinter, um ihn etwa Suchenden nicht gleich sichtbar zu machen. Das in etlichen Beuteln daliegende Geld und auch eine Anzahl lose Dollars schob ich in das Loch und bedeckte es mit einem Brett, um ihm seinen Schatz nicht von den andern rauben zu lassen.

Nachdem ich die Spuren meiner Anwesenheit möglichst vertilgt hatte, wandte ich mich nach den Oeffnungen. Ich nahm eine der Lampen von dem Götzenaltar, ergriff einen Knüttel und kroch in die rechtsseitige. Der schmale Gang hatte eine ganz gerade Richtung, war aber von Schutt so überfüllt, daß ich nur langsam vorwärts kam. Etwa eine Stunde lang war ich so gekrochen, als plötzlich vor mir der Weg aufhörte und eine schwarze Höhle mir entgegengähnte. Doch gewahrte ich bald kurz unter mir wieder Boden, stieg hinab und untersuchte mit Hilfe meiner Lampe diesen Raum. Er bot einen entsetzlichen Anblick. An

allen Seiten standen Särge auf Trägern am Felsen befestigt. Reihe auf Reihe standen sie da, bemalt in brennenden Farben mit Drachen und anderem fabelhaften Ungetier in überraschenden Stellungen. Nur wenige Särge waren noch erhalten, manche waren zerfallen und teilweise zerbrockelt, andere bildeten nur einen Hügel von ekelhaftem Moder auf den Trägern. Mit möglichster Vermeidung der losen Trümmerhügel, ging ich die linke Seite der Höhle entlang und hielt die Lampe hoch erhoben, um einen etwaigen Ausgang zu entdecken. Bald sah ich einen weißen Gegenstand vor mir und entdeckte, daß ich das Ende der Höhle erreicht hatte. Hier war ein riesiges Skelett, wohl in fünffacher Größe eines erwachsenen Mannes, gemalt, das auf einem roten Drachen saß. Auf dem Kopfe hatte es eine vergoldete Krone, in der Hand ein glühendes Schwert, in der anderen eine Rolle Papier. Als ich mich von dem betäubenden Schrecken erholte, trat ich näher an das Scheusal heran und beleuchtete es; ich sah nun, daß die Rippen des Skeletts ein wie die Stäbe eines Kofes gebogenes Rahmenwerk waren, und daß im Innern für mehrere Personen Raum war; das Rahmenwerk stand etwas offen, doch zeigten verschiedene Riegel, daß es auch geschlossen werden konnte.

Bei genauerer Untersuchung fand ich im Innern des Drachen eine Art Ofen. Ich trat hinein und stieß mit meinem Knüttel nach oben; die Decke war gewölbt und von Metall, mehrere Röhren, fast wie Orgelpfeifen, stiegen nach oben. Die Metalldecke war angeätzt und blaß, wie man es an Ofenröhren oft wahrnehmen kann, die Seiten waren von Rauch geschwärzt. Dies erklärte mir das Geheimnis. Ich erinnerte mich an Berichte darüber, daß die Chinesen früher beim Tode eines Gewaltigen im Volke Menschenopfer brachten und diese gewöhnlich dem Feuertode unterwarfen. Dieser Apparat mußte dazu gedient haben, und da dieser in der Grabstätte einer angesehenen Familie stand, so war meine Annahme wahrscheinlich richtig. Einen Ausgang fand ich nicht. Ich untersuchte nun die rechte Seite dieser Höhle. Alles fand ich hier wie auf der Linken: Große bunte Fahnen, zerfallene Särge, Hügel von Gebeinen und Moder, aber — keinen Ausgang!

Noch eine Hoffnung blieb mir; die Oeffnung an der linken Seite des Raumes, in welchem ich den Zwerg unschädlich gemacht hatte. Eben wollte ich dahin zurückkehren, als ein Laut meine Aufmerksamkeit fesselte. Obgleich ich wußte, daß um mich und hinter mir alles Stille, Tod und Verfall war, stand doch mein Herz einen Augenblick still und der Atem ging aus. Der Laut wiederholte sich, Echo drangen durch den Tunnel und zeigten mir, woher er kam.

Ich löschte das Licht aus und lauschte am Eingange. In der Länge des Tunnels sah ich am Ende desselben verschwindenden und wieder erscheinenden Lichtschimmer; ich hörte undeutliche Rufe, ein verwirrtes Chaos von murmelnden Stimmen; mein Fehlen war entdeckt und die Räuberbande suchte nach mir. Ich stak wie eine Ratte in der Falle und sicherlich wußten sie dies, aber vielleicht hielt abergläubische Furcht sie ab, weiter in die unheimlichen Grüste einzudringen. Wo ich mich befand, war ich ziemlich sicher, wenn mich nicht der Hunger zwang, aus meinem Versteck hervorzukommen, oder bis Hilfe anlangte. Ich hatte zwar nur einen Knüttel zu meiner Verteidigung, aber es konnte immer nur ein Mann aus dem Tunnel treten, und ich war also im Stande, ihm einen tödtlichen Streich zu versetzen, bevor die Uebermacht über mich herfiel. Den Hunger fürchtete ich am meisten, denn wenn meine Freunde überhaupt kamen, so konnte dies frühestens in vierundzwanzig Stunden geschehen.

Während ich alles dieses überlegte, packte ich meinen Knüttel fester und wartete.

Länger als eine Stunde verging, als ein krazendes Geräusch im Tunnel sich bemerkbar machte und der Lichtschein so deutlich wurde, daß ich die Unebenheiten der Felswand unterscheiden konnte. Das Geräusch ertönte lauter und näher; die Banditen waren im Tunnel. Wenn darüber ein Zweifel noch bestehen konnte, so beseitigte der nächste Augenblick denselben, denn ich sah nun deutlich eine kleine Lampe und dahinter das Gesicht eines Mannes. Meinen Knüttel krampfhaft haltend, stellte ich mich an eine Seite des Ausganges und erwartete das Erscheinen des Feindes. Ich hörte das Atmen desselben, ich erhob meine Waffe; die Lampe wurde zuerst sichtbar, dann ein entblößter, muskulöser Arm, dann der Kopf des Mannes — es war der Räuberhauptmann. Ich sah sein Grinsen, als er mich erblickte, aber bevor er sich zurückziehen konnte, schmetterte ich einen gewaltigen Hieb auf seinen kahlen Schädel nieder; die Lampe fiel zu Boden, er-

losch und zerbrach klirrend, der Mann sank mit tiefem Stöhnen zusammen.

Augenblicklich war alles still, dann hörte ich schlürfsende Schritte hinter dem Körper des Hingestreckten, dann leises Flüstern, dann immer schwächer werdendes Geräusch. Die Kerle hatten, durch das Schicksal ihres Anführers erschreckt, sich zurückgezogen. Allein mit den Toten und erwartete den nächsten Angriff. Ich hatte nicht lange zu warten; wieder hörte ich Geräusch im Tunnel und stellte mich in Bereitschaft.

Wie vorher wurde das Geräusch lauter und lauter; ich hörte das Atmen meiner Verfolger und erwartete jeden Augenblick das Vorstrecken der Lampe aus dem engen Ausgange. Ich stand wie vorher an der rechten Seite ein wenig zurück, um volle Kraft anwenden zu können, den Knüttel über meinem Kopfe erhoben.

Diesmal hatten sie ihren Angriffsplan geändert und hielten das Licht hinter sich, so daß ich scharf auslugen mußte. Endlich schien sich etwas wie der Kopf eines Mannes zu zeigen. Ich hieb zu. Ich fühlte eine starke Erschütterung im Arme, der Knüttel war kurz abgebrochen. Sie hatten ein Bambusrohr mit Tüchern umwunden, um so ein dem Kopfe eines Mannes ähnliches Gebilde herzustellen, und dieses vorgehoben. Bevor ich zu mir kam, sprang einer der Räuber aus dem Tunnel hervor, andere folgten. Von dem blinden Triebe, zu entfliehen, beherrscht, lief ich in die Höhle hinein, die von dem schwachen Lichte einer Lampe erhellt war, die einer der Banditen trug. Bald befand ich mich im Finstern und sah hinter mir wohl ein Duzend Männer, die nach mir zu suchen begannen. Ich sah aus ihren wilden Geberden, daß sie den Leichnam ihres Anführers gefunden hatten und daß augenblicklicher Tod mein Loos sein würde, sobald sie mich fingen. Wie war ich meinem Ende so nahe gewesen wie jetzt, und schrecklich war es dies in dem entsetzlichen Grabe zu finden, umgeben von Generationen von Toten!

Plötzlich kam mir ein Gedanke! Ich wandte mich zur Seite und suchte in der Reihe der Särge nach einem fest erhaltenen. Ich fand einen solchen, hob den Deckel und schwang mich an den Trägern im Felsen hinein. Eine weiche Masse umsprühte mich, eine Wolke von Staub stieg auf und erstickte mich fast, aber ich streckte mich der Länge nach aus und ließ den Deckel wieder hernieder.

Glücklicherweise war das Holz gut erhalten, sonst wäre mir das Versteck wenig von Nutzen gewesen, ebenso war anzunehmen, daß gerade dieser Sarg nicht auffallen würde. Zeit gewinnen, war meine einzige Hoffnung auf Rettung. Am meisten fürchtete ich, daß der verdammte Staub mich zum Niesen bringen würde; er war scharf wie Schnupstabaß und erfüllte die ganze Atmosphäre um mich. Mund und Nase hatte ich voll davon, meine Augen brannten von den stechenden Stäubchen, die durch die geschlossenen Augenlider eindringen. Nach kurzer Zeit aber bezwang ich durch meine Willenskraft den Neiz zum Niesen und konnte nun das weitere ruhig abwarten. Ich hörte, wie die Kerle im oberen Ende der Höhle herumsuchten, an die Särge pochten und pochten und erregt plapperten; anscheinend suchten sie sehr sorgfältig, was meine Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, stark herabstimmte.

Vorsichtig küstete ich den Sargdeckel ein wenig und spähte um mich. Die Räuber waren an der entferntesten Stelle der Höhle eifrig mit Suchen beschäftigt. Wie, wenn ich nun meinen Schlupfwinkel verließ und dem Tunnel zulief? Ich hatte einen guten Vorsprung, wahrscheinlich war die ganze Bande in dieser Höhle, so daß ich die äußere Höhle leer finden würde. Es war meine letzte Chance; jeder Augenblick war kostbar.

Ich hob den Deckel ganz in die Höhe und stieg über die Seitenwand des Sarges; der Deckel klappte mit einem leisen Geräusch an die Felswand. Der Laut klang stärker, als er eigentlich war, und ich wartete einen Moment, bevor ich auf den Boden stieg. Da erblickte ich wenige Schritte vor mir eine Gestalt! Ein lauter Ruf tönte durch die Höhle und erfüllte dieselbe mit gellenden Schos; bevor ich hinunterpringen konnte, eilte die Gestalt auf mich zu und umklammerte meine Füße mit solcher Kraft, daß ich samt dem Sarge niederstürzte. Im Fallen erkannte ich die höhnisch grinsenden Gesichtszüge des Zwerges, der mich wie eine Schlange umschlungen hielt. Vergeblich strebte ich, mich zu befreien, mit teuflischer Hartnäckigkeit ließ das Schesul mich nicht los! Nun hörte ich die antwortenden Aufe der Bande; stärker

und lauter dröhnten ihre Fußtritte auf dem felsigen Boden; stärker und heller wurde der Lichtschein; noch ein Augenblick und die Banditen sind mir nahe, in der Eile rennen sie einander fast um. Ein Duzend mörderischer Hände streckt sich nach mir aus, aber immer noch hält mich der Zwerg umfaßt, als ob er seine Rache keinem anderen überlassen wollte. Messer blitzen, Keulen sind hoch erhoben — — — jede Lebenshoffnung erstarb in diesem fürchterlichen Moment!

Da hörte ich seltsame, aber bekannte Laute, sie übertönten den Lärm um mich; ich höre sie näher. Hilfe! Hilfe! Ein gewaltiger Ansturm, ein Gemenge von Hurrahs und chinesischen Aufen. Ich fühle starke Arme an meinem Nacken, immer noch hält der Zwerg sein Opfer umkrallt. Da wird sein Griff schwächer, langsam, widerwillig, öffnen sich seine Finger, er stürzt zu Boden. Mit unklarem Gefühl der Rettung verlor ich mein Bewußtsein.

Lange erkannte ich keine von den Personen um mich; ich hörte zwar Stimmen, ich sah zwar Gestalten, aber das war alles!

Allmählig wird es deutlicher und ich erkenne die Uniform unserer Marinesoldaten. Ueber mir kniet George Thompson, er stützt meinen Kopf, er fühlt mein Gesicht. Als er sah, daß ich ihn erkannte, sprach er mit freundlicher Vertraulichkeit: „Gerade noch zur rechten Zeit, Ned; keine Sekunde zu sparen, glaub' ich. Was ist das für ein scheußlicher Platz unter den Toten!“

„Wie kommst du hieher, George?“ unterbrach ich ihn. „Habt Ihr die Burschen alle erwischt?“

„Die sind gut aufgehoben!“ entgegnete er. „Die meisten haben wir hier und da unten ist noch eine nette Jagd!“ Damit deutete er in die Höhle hinein, von wo die Hurrahs und das Lachen unserer braven Blaujacken zugleich mit den Schreckensrufen der Räuber ertönten.

Nach einiger Zeit waren alle um mich versammelt und betrachteten mit Staunen meine mit Moder bedeckte Gestalt. Dann nahm mich einer wie ein Kind auf die Arme und trug mich nach dem Tunnel, die anderen folgten. Mit Schwierigkeit wurde ich durch den engen Gang gebracht und durch die anderen Höhlen in die Luft.

Ach, die prächtige Luft! Wie gierig sog ich sie ein! Es war, als sei ich von den Toten erstanden! Die Wellenlinien der Hügel, der blaue, mit leichten Wölkchen getüpfelte Himmel, da unten die schlanken Masten der Schiffe, alles überkam mich wie das Erwachen nach einem schreckenvollen Traume, und von Erregung überwältigt, brach ich in Thränen aus.

Als wir nach dem Schiffe gingen, berichtete George, der neben mir wanderte, wie meine Rettung erfolgt sei.

Nachdem ich auf der Landstraße niedergeschlagen worden war, lief der Junge davon, leitete den Räuber, der ihn verfolgte, in die Irre, kam wieder in die Nähe des Ortes, an welchem ich lag, und stieg auf einen Baum, von wo aus er alles beobachtete. Als die Bande sich auf den Weg machte, schlüpfte er behutsam nach und bezeichnete die Spur teils durch abgebrochene Zweige, teils durch Steine und gelangte so bis zur Höhle. Da bald darauf der Tag anbrach, sah er zu seiner Freude in kurzer Entfernung Schiffe, denn die Räuber hatten einen großen Umweg gemacht. George behielt die Maste als Ziel im Auge und gelangte in gerader Richtung über Berg und Thal in weniger als drei Stunden nach Whampoa. Hier ging er direkt zu Elston, berichtete in wenigen Worten, was geschehen sei, erhielt eine hinreichende Mannschaft und führte diese nach den Bergen. So gelangten sie zur Höhle, hörten den Lärm darin und drangen gerade noch zur rechten Zeit ein, um mich zu retten.

An Bord des „Tien-sin“ angelangt, verfiel ich in eine gefährliche und langwierige Krankheit, so daß ich mit knapper Not am Leben erhalten blieb. Der „Tien-sin“ segelte ab und in der kräftigen Meeresluft erholte ich mich bald wieder. George und ich haben uns manche Wache mit der Unterhaltung über dieses Abenteuer verkürzt.

In London fand ich in einer chinesischen Zeitung einen Bericht über mein Erlebnis. Ich war in die Hände eines berühmten Räuberhauptmannes, Hin-lo mit Namen, gefallen, der lange der Schrecken in weitem Umkreise von Whampoa gewesen war. Sein Leichnam wurde in der Höhle gefunden, diejenigen seiner Spießgesellen, die lebendig gefangen worden waren, wurden in Canton hingerichtet. Die Höhlen waren die Grabstätten der Familie Chin-huen gewesen, die lange vor der Mantschu-Dynastie einen großen Teil des Reiches beherrscht hatte. In dem Loche, bei welchem ich den Zwerg gesehen hatte, fand sich eine beträchtliche Summe von Geld und Goldeswert. Diese erhielt die Mannschaft, welche die Räuber gefangen hatte.

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— **Après vous !** Bitte, nach Ihnen! (Zu dem Bild auf S. 65.)

Wütend starrt des Amtes Diener
Hier auf diesen bösen Wicht,
Den er mühevoll eingefangen
Für das „Hohe Landgericht“.
Denn just an der „Heil'gen Pforte“
Spricht der schlaue Haupt-blou
Mit galanter Handbewegung
Gar französisch: *Après vous !*

„So? Damit du mir entwischest
Wieder wie vor ein'ger Zeit!“
Meint mit Vorsicht drauf der brave
Hexhund der Gerechtigkeit;
Nein! ganz gegen alle Würde
Hast mal heut den Vortritt du!
Also, flott hineinspaziert!
Nanu, wird's bald? — *Après vous !*

Ach, weil gar zu tapfer heute
Für das Vaterland er focht,
Wird der arme Handwerksbursche
Wieder einmal „eingelocht“.
Dahd nun wird er sinnend liegen
Auf der Bank, die nicht von pluche,
Und es bleibt als einz'ger Trost ihm
Das — *après nous le deluge !*

— **Ein Kouponschneider** ist's, den uns das Bild S. 68 vorführt und man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß er in seinem Fache bedeutende Geschicklichkeit besitzt. So wie er aber gegenwärtig dastht, war es nicht immer. Er hat unter allerhand widrigen Verhältnissen die Koupon-Schneider-Akademie besucht und sich vom Kouponschneider-Lehrungen zum Meister Emporgeschwungen. Gegenwärtig ist er „fein heraus“, wie der Kouponschneider technische Ausdruck lautet, und freut sich, daß er bei seinem Handel mit goldenen Kälbern und goldenen Bullen so manchen goldenen Schnitt gemacht und in unsrem goldenen Zeitalter vielen Schafen das goldene Blies über die Ohren gezogen hat. Im übrigen trägt er ländliches Kostüm, das schon an den vielen „Knöppen“ den Prozen kennzeichnet.

— **In der Schmiede**, (Zu dem Bilde „Rast in der Schmiede“ auf S. 69.)

Es klirret das Eisen, es schnaubt das Roß,
Vor der Schmiede hält ein flüchtiger Troß.

Einen wunden Schweden hebt man vom Pferd:
„Dem Obrist, o Meister, Rast gewährt!“

Der Schmied blickt lange den Fremden an:
„Rast geb' ich jeglichem wunden Mann.“

Mein Bube sagt, gegen Mitternacht
Da flüchtet die wilde Schwedenjagd;

Geschlagen vom Kurfürst bei Fehrbellin.
Zum Henker sollen die Schweden ziehn!

Und hinter ihnen in Dersflings Schwadron
Da reitet — Parodon nicht gehend — mein Sohn.

Für den Kurfürsten läßt er Gut und Blut,
Der Herr versteht mein Handwerk gut.

Der Waffenschmied für die deutsche Ehr',
Er jagt euch Schweden über das Meer!“

Der Schwede zittert. Die Flamme sprüht,
Im Arm des Alten der Hammer glüht.

„Fort, Fährdrick! Kein Wellen an diesem Herd,
Wir fanden den Meister auf deutscher Erd!“

— **Einfaches Mittel gegen kalte Füße.** Man stelle sich aufrecht und erhebe sich sehr langsam auf die Zehenspitzen, so daß alle Sehnen des Fußes straff angespannt werden. Dies erreicht man nicht durch Hüpfen oder Springen, sondern nur durch einfaches, sehr langsame Erheben auf die Fußspitzen und durch möglichst langes Verharren in dieser Stellung. Man wiederhole dies öfters und durch die Anstrengung, welche die Fußgelenke haben, um den ganzen Körper aufrecht zu erhalten, wird eine genügende, lebhaftere Blutzirkulation verursacht.

— **Der Mississippi** ist bekannt als der „Vater aller Ströme“. Sein Name stammt von dem indianischen Worte „Misché Sepé“ her, welches: „Großer Vater der Gewässer“ bedeutet. Diesen Namen verdient er, denn er ist 4200 Kilometer lang und durchfließt eine Land-

strecke, welche größer als Central-Europa ist. Er bringt dem Golf von Mexiko alljährlich $21\frac{3}{10}$ Billionen Kubikfuß Wasser, also mindestens 57,000 Quadralfuß per Sekunde und er legt jährlich 22 Millionen Kubikmeter erdige Bestandteile im Meere nieder. Die Zahl seiner schiffbaren Mündungsarme beträgt 1500.

— **Es ist eine merkwürdige Thatsache**, daß, wo nur immer Schafe auf Bergwiesen u. s. w. erscheinen, das Rotwild zusehends abnimmt und endlich ganz verschwindet. Der Grund hierfür liegt unzweifelhaft darin, daß die Schafe sich niemals selbst überlassen werden; ein- oder zweimal in der Zeit, wo jene Lammern, streifen Schäfer mit ihren Hunden über die Weidegründe und schon der Anblick von Menschen und Hunden würde das Wild verschrecken. Ein anderer Grund mag darin zu finden sein, daß die Schafe immer dicht zusammengedrängt Futter suchen und, wenn deren viele sind, alles so gründlich abweiden, daß das Wild keine hinreichende Nahrung findet. Die unbezwingliche Antipathie des Rotwildes gegen Schafe dürfte wohl hiermit zusammenhängen und diese soll so groß sein, daß erstere nicht einmal den Geruch der Schafwolle zu ertragen vermag.

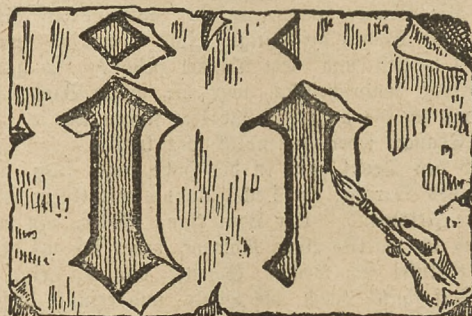
— **Ein schwarzer Matrose** war krankheitsshalber in das Marienhospital zu Kingstown auf Jamaica gebracht worden, und es gefiel ihm dort so gut, daß er beschloß, es nicht wieder zu verlassen. Obgleich die Aerzte sich bald überzeugt hatten, daß der schlaue Neger längst genesen sei und Krankheit simulire, war es doch unmöglich, dies nachzuweisen und den hartnäckigen Patienten wieder loszuwerden. Endlich machte ein neu eingetretener Arzt sich anheischig, dies binnen kurzem zu bewerkstelligen. Er begab sich zu dem Neger, zog ein Stück Band hervor und begann ohne ein Wort zu sprechen, den Kranken zu messen. Aengstlich geworden durch sein feierliches Wesen, fragte ihn endlich der letztere nach dem Zwecke der Messung, worauf er ernst sagte: „Ich nehme das Maß zu deinem Sarge; sobald wir hier überzeugt sind, daß ein Kranker unheilbar ist, treffen wir Vorkehrungen, ihm ein langes Siechtum zu ersparen; um keine Zeit zu verlieren, wird der Sarg schon einen Tag vorher in Arbeit gegeben. Und darum —“ Er schloß mit einem vielsagenden, mitleidigen Blick und entfernte sich. Am anderen Morgen war der Neger verschwunden.

— **Der berühmte Chrétiens Guillaume Lamoignon de Malesherbes**, Minister des Innern unter Ludwig XV. von Frankreich, erhielt einst den Auftrag, an den noch unter Schreien und Weinen in der Wiege liegenden Dauphin (nachmaligen König Ludwig XVI.) der französischen Stifette gemäß eine Ansprache zu halten. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit folgenden geistvollen Worten: „Möge Em. Königl. Hoheit für Ihr eigenes Glück, wie für das Glück Frankreichs gegen die Sprache der Schmeichelei immer so unempfindlich und taub sein, wie Sie es jetzt für diese Rede sind, die ich die Ehre habe, an Sie zu richten.“

— **Drei Rivalen.** Der Sänger und Edelmann Chaffé aus der Bretagne war bei den Damen wohlgeklungen und hatte dierhalb mancherlei Abenteuer zu bestehen. Eine Französin und eine Polin hatten sogar seinewegen ein Duell im Boulogner Hölzchen. König Ludwig XV. ließ dem Sänger durch den Marschall von Richelieu befehlen, künftig solche Händel nicht wieder anzustellen. Was kann ich dafür, erwiderte der Ged, daß ich der lebenswürdigste Mann im Königreich bin! Schuft, rief Richelieu wütend, wie kannst du dich solcher Rede erfreuen? Erst kommt der König, dann ich, du bist der dritte in der Reihe!

7	x	x
n	8	*
y	u	9

Rebus



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rebus: Almosen geben macht nicht arm.

Verlag von Friedrich Feldhuß in Gießen.
Herausgeg. u. red. von Ludwig Weber, Druck des Düsteld. Volksblatt, beide in Düsseldorf.